

Gastkolumne

Auf diese schiefe Bahn dürfen wir nicht geraten

Ein Ja zum Rahmenvertrag mit der EU könnte eine Kettenreaktion in Gang setzen – mit fatalen Folgen für das Schweizer Staatswesen



Paul Widmer

Im Grunde möchte niemand ein institutionelles Rahmenabkommen. Aber viele glauben, man könne dem Druck der EU nicht mehr standhalten und müsse nun halt einen Vertrag abschliessen. Chefunterhändler Roberto Balzaretto fand noch vor kurzem, am besten wäre es, wenn ein Rahmenabkommen nur für künftige Abkommen gelten würde. Jakob Kellenberger, der die Bilateralen I ausgehandelt hat, sagte, er sei von der Notwendigkeit eines solchen Abkommens nicht überzeugt. Auch Michael Ambühl, Chefunterhändler der Bilateralen II, hat Vorbehalte. Er fordert substanzielle Nachbesserungen. Und Bundesrat Cassis? Er tröstet sich damit, dass die Schweiz nur für fünf bestehende und allenfalls einige zukünftige Marktzugangsabkommen das EU-Recht dynamisch übernehmen müsse. Das wichtige Freihandelsabkommen (FHA) sei zum Glück nicht betroffen.

Doch ist das FHA wirklich aus dem Schneider? Formell ja. Es figuriert nicht im eigentlichen Vertrag. Aber aufgepasst! Es ist Gegenstand einer gemeinsamen Erklärung, die dem Vertrag beigelegt ist. Dies ist der Preis, den wir für den Nicht-Einbezug bezahlen. Und das ist nicht ohne Folgen. Die Erklärung ist politisch verbindlich, will heissen: Juristisch gesehen ist noch nichts geregelt, aber einiges in die Wege geleitet, das man sinn-

gemäss befolgen muss. Würde die Schweiz das Rahmenabkommen unterzeichnen, wäre sie gehalten, schon nächstes Jahr formelle Verhandlungen mit der EU über die Modernisierung des FHA aufzunehmen. Und dann dürfte es ums Ganze gehen.

Eine Modernisierung des FHA ist wünschenswert – jedoch nicht, wenn das neu verhandelte FHA, wie in der Erklärung angeht, auch dem Rahmenabkommen unterstellt würde. Gewiss, Modernisierung ist nicht das Gleiche wie Dynamisierung. Was das Wort genau bedeutet, will man in den künftigen Verhandlungen festlegen. Aber die Pflöcke hat man schon eingeschlagen. Zehn Bereiche werden in der Erklärung aufgezählt, unter anderem der Warenverkehr in allen Bereichen, die Liberalisierung des Handels mit Dienstleistungen, mehr Transparenz beim Zugang zu öffentlichen Aufträgen und Regeln für staatliche Beihilfen.

Im Rahmenabkommen konnte die Schweiz, ausser für das Luftverkehrsabkommen, eine verbindliche Regelung für staatliche Beihilfen vermeiden. Man einigte sich lediglich auf Grundsätze. Diese bekommen erst Rechtskraft, wenn man sie in ein spezifisches Abkommen – etwa zum öffentlichen Beschaffungswesen oder zur Landwirtschaft – übernimmt. Somit entstehen bei den Beihilfen vorderhand keine Verpflichtungen, aber viele offene Fragen. Diese erfordern eine Antwort, wenn man sich nächstes Jahr an den Verhandlungstisch setzt.

Die Regelung der staatlichen Beihilfen könnte tief in unseren föderalistischen Staatsaufbau eingreifen. Denn in den Kantonen unterstützt der Staat vieles, von den Kantonalbanken über die Gebäudeversicherung bis zu Vergünstigungen für Unternehmen. Und der kantonale Steuerwettbewerb



Die Regelung der staatlichen Beihilfen könnte tief in unseren föderalistischen Staatsaufbau eingreifen.

wäre auch gefährdet. Deshalb warnten die Kantonsregierungen im Voraus vor einer Beihilfe-Regelung im Rahmenvertrag. Die Erleichterung darüber, dass es dem Bundesrat gelang, das FHA auszuklammern, ist deshalb verfrüht. Das Problem ist aufgeschoben, nicht aufgehoben.

Wenn wir das Rahmenabkommen annehmen, wird der Druck auf ein dynamisiertes FHA unweigerlich steigen. Dann würde auch dieses wichtige Abkommen dem Schein-schiedsgericht und der Rechtsauslegung des europäischen Gerichtshofs unterstellt. Den Anpassern soll das recht sein. Sie bezeichnen ja das Rahmenabkommen schon als *stepping stone*, zu Deutsch: Einstieg oder Sprungbrett in die EU. Erneut werden sie behaupten, wir hätten keine andere Wahl, als uns zu beugen. Zudem können sie darauf hinweisen, dass wir ja bereits eine erste Dynamisierungswelle akzeptiert hätten, also: wozu noch Widerstand?

Auf diese schiefe Bahn dürfen wir nicht geraten. Deshalb darf man das jetzt vorliegende Rahmenabkommen nicht unterzeichnen. Es bereitet uns rundum Probleme: mit dem, was drinsteht (Lohnschutz), mit dem was nicht drinsteht (Unionsbürgerrichtlinie) und mit dem, was angekündigt wird (FHA).

Was können wir tun? Bundesrat Ueli Maurer hat bei der Börsenäquivalenz gezeigt, dass man nicht gleich einknicken muss, wenn die EU droht. Trauen wir uns auch anderswo etwas mehr kreative Selbstbehauptung zu. Unser Staatswesen mit umfassender Bürgerbeteiligung und eingespielter Sozialpartnerschaft verdient mehr als nur Aufrufe zur Anpassung.

Paul Widmer war Diplomat und lehrte internationale Beziehungen an der Uni St. Gallen.



Medienkritik

Überraschung! Moritz top, Oscar Flop



Stephan Klapproth

Ein Interview mit Bundesrat Moritz Leuenberger war für den Moderator so vergnüglich wie der Schulzahnarztbesuch für den Erstklässler: Wie man sich den Mund auch aufriss, es blieb eine schmerzliche Angelegenheit. An guten Tagen mürrisch, an anderen aufbrausend, zeigte der Magistrat, dass er einen Wurzelabszess dem Fragen stellenden Moderator jederzeit vorzöge. Jetzt ist Leuenberger selbst Moderator – und ein überraschend guter, wie wir dank Radio 1 wissen. Der Sender strahlte neu die monatliche Talkshow des Altbundesrats im Zürcher Bernhardttheater aus.

Wie viel Charme, Erzählertalent und causeurhafter Witz hinter der magistralen Maske ihres ehemaligen Sauerpotops in Chief stecken, entdeckte die Schweiz just in der Woche, als ABC News das globale Fernsehpublikum mit zwei idiotischen Fehlentscheiden quälte: Die Oscar-Nacht aus Hollywood wurde ohne durchgehende Moderation von kurzzeitig sich folgendem Schauspielerpärchen heruntergerattert; und nur ein Proteststurm verhinderte *in extremis* den Plan, so wichtige Oscars wie die für Kamera und Schnitt in den Werbepausen versteckt abzufeiern, um die Sendung zu straffen.

Was Leuenbergers Matinee zelebriert und was effizienzvernarrte Fernsehmanager vergessen, ist das Urgesetz der menschlichen Kommunikation: Menschen interessieren sich für Menschen! Und nicht bloss für Stars. Die Medienindustrie tickt auch falsch, wenn sie die Köpfer im Schatten wegtrettschiert. Denn wisse, Hollywood: Leidenschaftlicher als die Präsentatoren-Pärchen legten sich in der mit guten Talks garnierten Oscarnacht auf SRF 2 die hiesigen Dolmetschprofis ins Zeug, die den schablonenhaften Paardialogen stundenlang filmreif Lebendigkeit einhauchten. AND THEIR NAMES ARE: Dana Widmer, Max Haverkamp, Regina Kolb und Daniel Dubach!

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

49 Prozent

Testosteron ist besser als sein Ruf



Patrick Imhasly

Der Stoff macht den Mann zum Tier, gesteuert durch Triebe und Aggressionen. Wer zu viel Testosteron im Blut hat, der setzt sein Leben auf der Autobahn aufs Spiel, weil er berauscht von der Macht über sein Fahrzeug nicht genug auf die Tube drücken kann. Es gibt sogar Leute, die behaupten, das Gefährlichste, was die menschliche Evolution hervorgebracht habe, seien Horden junger Männer – testosterongelenkte Mobs, die jederzeit Böses anrichten könnten.

Das für die sexuelle Entwicklung des Mannes in hohem Masse verantwortliche Hormon hat einen denkbar schlechten Ruf. Zu Unrecht: «Testosteron hat wenig oder gar nichts mit aggressivem Verhalten bei Men-

schen zu tun – auch nicht beim Mann», sagte jüngst der britische Psychologe und Hormonspezialist Pranjal Mehta in einer Dokumentation des Fernsehsenders Arte. Zwar hat man festgestellt, dass Gefängnisinsassen, die wegen schwerer Verbrechen wie Mord oder Vergewaltigung verurteilt wurden, höhere Testosteronspiegel haben als harmlose Kleinkriminelle. Doch ob das eine mit dem andern ursächlich zu tun hat, ist alles andere als klar. Und wenn bei Schimpansen aggressive Männchen mehr Testosteron im Blut aufweisen als friedliebende, heisst das noch lange nicht, dass man diesen Befund auf den Menschen übertragen kann.

Immer deutlicher zeigt sich dagegen eine ganz andere Facette des Botenstoffs: Testosteron spielt eine komplexe Rolle als soziales Hormon. Männer mit einem erhöhten Testosteronspiegel sind oft freigebig, zuvorkommend und fair. In Spielsituationen erweisen sie sich als besonders vertrauenswürdig und teilen einen Gewinn mit einem Unbekannten, ohne zu wissen, ob sich diese Investition auszahlt. Umgekehrt reagieren Männer unter Einfluss von Testosteron generöser auf Angebote und bestrafen ihr Gegenüber

härter, wenn sie unfair behandelt werden. Kurzum: Testosteron verstärkt das soziale Verhalten von Männern. Das hebt ihr Prestige und ihren Status in einer Gruppe – aber eben nicht durch grosse Sprüche oder Fäuste, sondern auf eine subtile Weise, wie man sie im allgemeinen nur Frauen zutraut.

So oder so – der Mensch ist nicht Sklave seiner Hormone. Genauso wie das Testosteron das Verhalten eines Mannes beeinflusst, wirkt sich umgekehrt sein sozialer Status auch auf seinen Testosteronspiegel aus. Manche Neuropsychologen behaupten gar, der Mensch habe sich weitgehend von der Lenkung durch die Hormone befreit. Genau darin unterscheidet er sich vom Tier: Solange seine Fortpflanzung sichergestellt sei, tue er das, was er im Leben gelernt habe.

Viele Frauen beklagen sich zu recht über einen wieder aufkeimenden Biologismus in der Genderdebatte, der die Unterschiede zwischen Männern und Frauen auf das rein Biologische reduziere. Dabei sei der Einfluss der gesellschaftlichen Verhältnisse viel prägender für die Rollen der Geschlechter. Das kann man so sehen. Seltsam aber scheint es, dass die biologistische Sichtweise weiterhin



Hormone sind weder gut noch schlecht, weder weiblich noch männlich – sie erledigen einfach ihren Job.

gern herangezogen wird, wenn männliches Verhalten problematisiert werden soll. So sagte etwa Patrizia Laeri, Wirtschaftsredaktorin bei SRF und Vorkämpferin für die Förderung von Frauen in der Arbeitswelt, jüngst in einem Interview mit tagesanzeiger.ch: «Frauen im Team senken erwiesenermassen den Testosteronspiegel.» Die darin verborgene Botschaft lautet, dass der Mann nur von Testosteron gesteuert wird und die Frau allein kraft ihres Daseins die Verheerungen dieses Hormons heilen kann.

Solche Vorstellungen erklären gar nichts. Wer denkt, ein bestimmtes Hormon löse im Gehirn eines Menschen ein spezifisches Verhalten aus, ist neuroindoktriniert und argumentiert zutiefst unbiologisch. Die Mechanismen der Biologie kennen keine Moral. Hormone sind weder gut noch schlecht, weder weiblich noch männlich – sie erledigen einfach ihren Job, bald lauter, bald leiser. Es wäre schön, wenn sich diese Erkenntnis auch in der Genderdebatte durchsetzen würde.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».